

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Notizen	189
Die Entwurfslisten. Von Karl Jentsch	206
Ins zweite Jahr. Von Theodor Suse	210
Die Soldatenbraut. Von Kurt Münzer	211
Zwangsjudikate. Von Kadon	217

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Abonnementpreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Aannahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 839 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse.

Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen.

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.

Gegr. 1819.

BRESLAU  **BERLIN.**

Gegr. 1819.

An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

Das Mittel gegen
Zuckerkrankheit

Diabitol

gesetzlich
geschützt

erprobt, wirksam, unschädlich,
in allen Apotheken erhältlich.
Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant
Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 88.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen

u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v.
Pfandbriefen und Obligationen deutscher
Hypothekenbanken zu kulantem Kurse.
T. A. Zehlen-**Zehlendorf-**
dorf 939 u. 922. **Max Oske,** Wanns ab.

Holzhäuser, zerlegbar,
transportabel,
Lieferung in

H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Ca. 1500 Bauten ausgel. Prosp. kostenfrei.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 1240-1242.

Telegramme: Saksosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium
u. Insektarium.

Mitscher

Französische Strasse 18

**im Garten
Krebse**

Pfirsichbowle



Berlin, den 14. August 1915.

Notizen.

Warschau.

Hier ruht Katharina die Zweite, die 1729 in Stettin geboren wurde und 1744 nach Rußland ging, um Peter den Dritten zu heirathen. Als Vierzehnjährige schritt sie, nach festem Entschluß, drei Zielen zu: ihrem Mann, der Kaiserin Elisabeth und dem Ruffenvolk wollte sie gefallen; und that, was ihre Kraft vermochte, um an diese Ziele zu gelangen. Achtzehn Jahre einsamer Langeweile trieben sie, viele Bücher zu lesen. Als Kaiserin wollte sie das Gute: das Glück, die Freiheit, den Wohlstand aller ihr Unterthanen. Keinen Menschen hat sie gehaßt und jedem gern verziehen. Sie war leichtlebig, zu Milde geneigt, von helterer Gemüthsart, von Herzen gut und von Gesinnung Republikanerin. Sie hatte Freunde und liebte die Arbeit, die ihr nie mühsam ward, eben so wie Geselligkeit und Schöne Künste. 'Diese Sätze sollen auf meinem Grab zu lesen sein. Nur Gardereiter sollen meinen Sarg tragen. In einem weißen Kleid will ich, auf dem Haupt die goldene Krone, auf der nur mein Name steht, bestattet sein. Die Trauerzeit soll längstens ein Halbjahr währen; je kürzer, desto besser. Schon nach sechs Wochen sollen wieder Volksfeste erlaubt sein; Trauungen, Hochzeitfeiern, Musik sogleich nach der Befehung. Meine Bücher, Manuskripte, Briefe, Edelsteine hinterlasse ich meinem lieben Enkel Alexander Pawlowitsch, den mein Herz und mein Geist segnet. Den Thron des griechischen Orientreiches soll Großfürst Konstantin bestiegen. Im Hinblick auf das Wohl dieses und des russischen Reiches

rathe ich, ihren Geschäften die Prinzen von Württemberg und alle Halbdeutschen fern zu halten. In Scham erröthen, in Schande versinken soll, wer meinem Letzten Willen die Erfüllung wehrt.“ Sprach aus Katharina in den Stunden, da sie sich die Grabschrift bestimmte und, ohne Paul Petrowitsch, ihren Sohn, zu erwähnen, die stärksten Wünsche des welkenden Herzens aufschrieb, nur eitle Laune? Unbefangenes Urtheil wird ihr nicht nachsagen, daß sie sich für das Paradebett puhte, mehr häßliche als kräftige Wesenszüge wegschminzte und als Englein in die Nachwelt schimmern wollte. Republikanisch darf sie ihre Grundstimmung mit dem selben Recht nennen wie Bismarck seine in dem Gespräch mit Schurz. Ihre Sonne neigt sich gen West; doch das innere Auge des großen Weibes haftet an Morgenlandsglanz. Griechisches Orientreich, wieder ein Konstantin, ein russischer endlich, Kaiser; und jeder Germaneneinfluß durch hohe Dämme abgewehrt. Ihr Geniuss ahnt, daß der Kampf Entscheidung heischt, der achthundert Jahre zuvor begonnen hat: als Nikephoros Phokas, Basileus von Byzantion, auf dem Weg in die Nachfolge Roms das Heer Othos des Großen traf. Der Fünfziger, der, als Feldherr des zweiten Byzantinerkaisers Romanos, den Arabern die Insel Kreta genommen, in Syrien den Islam bestieg und den Wunsch, auf dem Berg Athos, in der Lawra des Heiligen Athanasius, sein Leben still zu enden, bestattet hat, ist auf dem Thron und im Bett der Erbe des Basileus geworden. Dessen Witwe, die Schankwirthstochter Theophano, hat ihn gekrönt; und läßt ihn, sechs Jahre danach, vom Schwert des armenischen Generals Zimistes töten und sein blutiges Haupt, des großen Siegbringers Phokas, zwischen Fackeln von einem Eunuchen der Menge zeigen. Als Kaiser hat Nikephoros gegen die Bulgaren den Ruffenhäuptling Wladimir von Kiew zu Hilfe gerufen und ihm, der zum ersten Mal russische Krieger vom Dnjepr ins Südthal der Donau führte, Anna, die zweite Tochter Theophanos von Romanos, zur Frau gegeben. Die überredet ihn und seine Russen ins Christenthum: und bereitet dadurch im Norden dem alternden Byzanz einen Erben. Ihre Schwester hat Otto der Große, da er Nikephoros zum Weichen zwang, als Siegespreis für seinen Sohn verlangt und erhalten. Mit ihr, die den Namen der Mutter trägt und sich 972, in Rom, Otto dem Zweiten vermählt, schreitet die Hoffnung auf die Herrschaft über Konstantinopel bis ins Haus der Sachsenkaiser.

Ihrem Schwiegervater hat ein Papst Treue geschworen. Ihrem Sohn gestattet ein anderer Papst (Gerbert, der ihn erzogen hat und nun als Sylvester der Zweite thront), vom Aventin aus das Gesetzbuch Justinians als die alle Christen bindende Rechtsfassung zu verkünden. Und dieser dritte Otto, den Schmettler als ein Weltwunder ausposaunen, will die Macht und Herrlichkeit der größten Caesaren erneuen und mit dem Kreuzzepter der Welt gebieten. Ist dem Germanenkaiser die Herrschaft über West und Ost vom Schicksal vorbestimmt? Niemalswürde Katharina sich in diese Vorstellung gewöhnen. Byzanz ist das Erbgut der Russen. Deren Pflicht, alle Slawen in eine Familie zu schaaren, die Möglichkeit deutschen Einflusses abzdämmen und auf die weit über die Alpen vorgezackten Ränder der Lateinerwelt die Zwingherrnhand zu legen. Die Revolution, die Frankreich von Rom scheidet und der Papskirche eine wichtige Provinz nimmt, ist der Zarika willkommen. Neben Luthers Schatten stellt sich der Kobespierres: Rom's Grenze scheint nach Ost nicht weiter dehnbare. Höfischer Anstand und die Furcht vor fortwuchernder Gefährdung der Monarchie befehlen, die Jakobiner, die pariser Königmörder laut schelten zu lassen. Doch die Frucht, die aus blutendem Boden reift, freut das Auge der Freundin Viderot's. Ihre Krieger haben sie eine Million Menschen gelostet. Die wachsen nach; und sie lacht der Narren, die Rußland menschenarm nennen. Seit dem Frieden von Jassy ist sie der Türkenflege ledig. Was nun? Die römisch-katholischen Slawen bändigen; den Lateinern die östliche Insel, die Hoffnung auf den Polenstaat entreißen und sich selbst, in diesem Staat, einen Korridor nach dem Westen sichern. Wladimir's Sache gegen Otto's führen. Polen russisch, ein Großfürst in Byzanz Griechenkaiser: dann erst hat Anna über die ältere Schwester gesiegt.

Auf diesem Weg muß Katharina den alten Feind finden, der schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit zwingender Gewalt in das Schicksal Polens eingegriffen hat. Als Bundesgenosse Karl Gustav's von Schweden hat Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, einst die Jagellonenhauptstadt Warschau belagert und das Heer des Polenkönigs Johann Kasimir geschlagen. Spricht das Weichselvolf noch von Sparre und dessen tapferen Brandenburgerbrigaden, die im Sommer 1656 mit unbrechbarer Stoßkraft Tataren und Polen in die Sümpfe von

Bialolenkatrieben? Nur von der Preußenhilfe, die, hundert Jahre danach, dem Ruffengünstling Stanislaus Poniatowski auf den Thron half? Die Polen haben den Vertrag, der sie dem Königreich Preußen verband, zerrissen und ihre Krone, als vererbbares Besitz, dem Sachsenhaus Wettin angeboten. Daß der Weiße Adler, in dessen Fängen Danzig und Thorn sind, sein Hoheitszeichen bis nach Königsberg hin reckt, darf selbst die bequeme Schwachheit Friedrich Wilhelms des Zweiten nicht dulden. Er fordert neue Theilung; erlangt sie, auf dem Reichstag von Grodno, von bestochenen Landboten; empfängt Danzig, Thorn und schließt, mit dem Land um Posen und Gnesen, die breite Lücke der preußischen Ostgrenze. „War die Theilung eine That gerechter Nothwehr, die das seit Jahrhunderten von dem polnischen Adel den deutschen Kulturträgern angethane Unrecht sühnte, so zeigte doch die Wahl der Mittel den sittlichen Verfall des preußischen Staates. Durch Wortbruch und Lüge, durch Bestechung und Ränke jeder Art erreichte er sein Ziel; nicht befriedigt von der Sicherung seiner Grenzen, griff er schon, weit über das Nothwendige hinaus, bis zur Bzura, tief in reinpolnisches Land hinein. Das also verstümmelte Polen konnte nicht mehr bestehen; die zweite Theilung führte unaufhaltsam zu einem letzten Umsturz, der für Deutschland verderblich werden mußte.“ (Treitschke.) Noch ahnt Niemand diesen Verfall. Dehnung im Osten, Siege bei Kaiserslautern. Daß die Feldzüge gegen Frankreichs Heerhaufen ertraglos geblieben sind, darf nicht gesagt werden. Daß Brandenburger Thor wird eingeweiht; Schumacher veröffentlicht in den Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen das „Berliner Volkslied Heil Dir im Siegerkranz“; der Kronprinz führt seine holde Braut Luise in die jubelnde Hauptstadt. „Ein Rausch patriotischen Stolzes und royalistischer Hingebung erfüllt die Gemüther.“ Vier Monate danach kommt die Kunde von der blutigen Osterwoche aus Warschau. Im weißen Bauerskittel hat Vater Thabdaeus Kosziuszko mit seinen Sensenmännern die Russen verjagt und gemehzelt. Soll Preußen warten, bis Rußlands Wuth die grausen Apriltage gerächt und das herrnlose Polen an sich gerissen hat? Nein. Friedrich Wilhelm rückt schnell ins Land; schlägt die polnischen Haufen bei Rawka; erobert Krakau; will Praga stürmen und, wie einst der Große Kurfürst, als Eroberer in Warschau einreiten. Doch er läßt sich um-

stimmen. Plant langwierige Belagerung; giebt auch sie wieder auf; verärgert sein Heer und zaudert, bis Suworow, Katharina's bester Feldherr, die Vorstadt Praga gestürmt und das Heer Kosziuszko vernichtet hat. Auf der Petersburger Konferenz vereinen Rußland und Oesterreich sich gegen den „natürlichen Feind“; am dritten Januar 1795 schließen sie einen Geheimvertrag wider den Staat, der im Kampf gegen den Aufruhr in West und Ost ihr Bundesgenosse war und, nach dem Wortlaut des Pactes, noch ist. Die von Wien Bevollmächtigten, die Krafau und Sandomierz für ihren Kaiser Franz verlangen, hören aus dem Munde des preußischen Generals Tauenzien die Antwort: „Diese zwei Provinzen in Oesterreich's Hand würden uns mehr Noth bereiten als alle Demokratien der Erde.“ Dennoch fällt den Kaiserreichen die Hauptmasse Polens zu. Rußland soll in den Donaubezirken eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den Erwerb von Bayern, Bosnien, Serbien, Venedig gönnen und Suworow's Armee gegen Berlin vorschicken, wenn Preußens Oer sich nicht mit Warschau und einem schmalen Grenzstrich begnügt. Dreißig Monde gingen, seit das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit Prunkfesten das Auge der Mainzer blendete. Nun ist die Vormacht des Reiches gegen Preußen heimlich der Kaiserin von Rußland verbündet. Und während in Böhmen, auf das Geheiß des Ministers Thugut, für den Einfall in Preußen ein Heer aufgestellt wird, kämpfen die Kerntruppen Franzens und Friedrich Wilhelms gemeinsam gegen Frankreich. Jung und Alt, Krieger und Bürger, Blücher und Winke, Hardenberg und Held empfinden die Unwahrhaftigkeit dieser Koalition. „Friedrich Wilhelm, ru' es wieder, ru' Dein tapfres Heer zurück! Laß uns sein der Franken Brüder: so gebeut es das Geschick.“ Der Wunsch weckt aus allen Schichten Altpreußens Widerhall. Zwar verbrüderet der schwächliche Baseler Friede die Deutschen nicht den Franzosen, sondern nährt nur den gallischen Uebermuth, dessen Schwert später Bonaparte wird; doch er lockert den Bund, der Lüge geworden ist. Friedrich's Staat sinkt in der Schätzung der Nachbarn, die ihn schlaff sahen; hat aber die Arme frei und könnte morgen handeln, wenn ein starkes Hirn seinen Willen lenkte.

Weil dieses Hirn fehlt, kann Katharina bis in den letzten Tag ihres Lebens hoffen, das Ziel zähen Strebens noch zu sehen.

Wer wagt die Verleumdung, sie habe sich der Revolution gefreut? Sie hat den adeligen Emigranten ihre Schatulle geöffnet; mahnt eifernd, in Frankreich die alte Staatsordnung wiederherzustellen; und blickt zornig auf Preußen, das sich so heiliger Pflicht entzieht. Thuguts Rath, dem unzuverlässigen Königreich alles Polenland, auch Westpreußen, wieder zu nehmen, ist vielleicht klug. Zur Ausführung bleibt der Slawin aus dem Haus Anhalt-Zerbst nicht mehr Zeit. Doch was zur Sicherung Polens und des Griechenreiches noch zu thun ist, dünkt sie leicht; Alexander und Konstantin, ihren wahren Erben (mit dem irren Paul rechnet sie nicht), fallen die Früchte wohl bald in den Schoß. Daß der Schwarze Adler dem Weißen Warschau genommen hat und das Land zwischen Bug, Narew und Weichsel beherrscht, kann Rußland verschmerzen. Ist kein Glück für Preußen. Das, sagt noch Treitschke, „besaß jezt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden. Die Erwerbung von Warschau und Pultusk war freilich ein nothwendiger Schritt, unbedingt geboten nach den Anschauungen der Zeit, da Preußen den Schlüssel zu seiner Ostgrenze weder an Oesterreich noch an Rußland überlassen durfte. Doch es blieb unmöglich, diese Tausende feindsälliger Slachtizen, diese verdummten, den Kaplänen blind gehorchenden Bauern mit dem protestantischen deutschen Staat zu versöhnen. Die polnischen Provinzen schwächten die stillliche Kraft des Staates, der ohne die willige Hingebung seiner Bürger nicht bestehen konnte, und brachte seine innere Entwicklung zum Stillstand. Aus dem fest gefügten deutschen Staat, dem ein genialer Wille das Ungeheure zumuthen konnte, war ein schwerfälliges deutsch-slawisches Mischreich geworden.“ Ein Jahrzehnt lang gehört ihm Warschau. Im Winter 1806 empfängt die Masowierhauptstadt den Kaiser der Franzosen wie den Erlöser. Napoleon schlägt die Russen bei Zarnowo, Golymin, Soldau. Die geplante Umfassung mißlingt ihm: Bennigens Armee verliert einen Theil ihrer Artillerie, zieht sich aber in leidlicher Ordnung zurück. Der Friede von Tilsit glebt das Herzogthum Warschau noch einmal den Wettinern. Fünfter Artikel des franko-russischen Vertrages vom siebenten Juli 1807: „Die Provinzen, die am ersten Januar 1772 dem Königreich Polen zugehörten und seitdem an Preußen gefallen sind, werden (außer

den in den Artikeln 4 und 9 genannten Bezirken) Seiner Majestät dem König von Sachsen zugesprochen. Dieses Herzogthum Warschau soll nach Gesezen regirt werden, die seinem Volk die Freiheit und alles Recht sichern, aber auch die Nachbarstaaten vor Ruhestörung schirmen.“ Siebenter Artikel: „Der König von Sachsen hat das Recht auf eine Heerstraße, die von seinem Erbland durch Preußen nach Warschau führt. Die Anlage der Straße, die Wahl der Etappenplätze, den Umfang jedes Truppentransportes wird, unter Frankreichs Schiedspruch, ein Sondervertrag beider Könige bestimmen.“ Vier Wochen nach Preußens Niederlage bei Jena hat Johann Dombrowski das Zeichen zum Aufruhr gegeben. In Tilsit wird der Ertrag sichtbar. Im vierten Artikel sagt Napoleon, daß er nur aus Freundschaft für den Zaren Alexander auf die völlige Zerstörung Preußens verzichtet habe. Friedrich August von Sachsen, der andächtigste Bewunderer des Korsen, trägt die Jagellonenkrone heim, verfügt über den Königsweg durch Schlesien und wagt nicht, zu murren, als der Polenadel sich wieder in Allmacht aufrecht und die deutschen Beamten aus dem Herzogthum scheucht. Die Freude währt nicht länger als Bonapartes Herrlichkeit. Im Februar 1813 ziehen die Russen in Warschau ein. Nun erst fühlt Friedrich Wilhelm der Dritte, wie gut Vernunft ihn berieth, da er dem Vorschlag des Freiherrn vom Stein widerstrebt, sich zum König der Polen krönen und deren tüchtigsten Edelmann als Stadthalter im Weichselshoß regiren zu lassen.

Der Jakobinerrevolution war der warschauer Ofteraufruhr gefolgt. Der pariser Julirevolution folgt im November der Sarmatenaufstand gegen Katharinas Enkel Nikolai Pawlowitsch. Der hat im Frühjahr 1830 selbst in Warschau den Reichstag eröffnet; die Polen gemahnt, mit weiser Mäßigung ihres Rechtes zu walten; und dem Volkshelden Sobieski ein Denkmal gesetzt. Vergebens. In Moskau sind Polen, weil der Pöbel in ihnen die Verbreiter des Choleragiftes sah, mißhandelt worden. Warschaus Jugend sinni Rache. Der vorlehte Novembertag gebiert sie. Russische Generale werden gemeuchelt. Alle Moskowiter aus der Stadt, aus dem Land gejagt. Großfürst Konstantin, der Statthalter, kann sich zu offenem Kampf nicht entschließen und schleicht mit den Regimentern des Zaren im Dunkel aus dem Thor. Am fünfundzwanzigsten Januar 1831 beschließt der Reichstag, dem Haus Roma-

now die Krone Polens zu nehmen. Vier Wochen danach wird das Rebellenheer bei Grochow von Diebitsch geschlagen. Doch der Feldmarschall trauf seinem Heer die zum Sturm auf Praga nöthige Kraft nicht mehr zu und geht rückwärts. Polen ist frei; will die enge Form sprengen, die der Wiener Kongreß ihm gegeben hat; findet aber weder in West noch in Ost wirksame Hilfe. Das Frankreich des Bürger-Königs schickt schöne Worte. Lord Palmerston nicht einmal so billige Gabe: wie stünde er vor den Iren, wenn er Rußland der Knechtung Polens ziehe? Preußen empfiehlt, den Reichstagsbeschluß aufzuheben und von Nikolai Verzeihung zu erbitten. Gneisenau erhält den Oberbefehl über die vier Grenzcorpß, die neuen Zuzug (schon sind aus der Provinz Posen zwölftausend Mann ins Polenheer übergelaufen) hindern sollen. Oesterreichs Staatskanzler nennt den Gedanken Adams Czartoryski, einem Erzherzog die Krone anzubieten, „absurd“ und Polen ein Pulvermagazin, dessen Brand alle Nachbarn gefährde. Nirgendsthätige Freundschaft. Und in Verhandlung erniedert Nikolai sich nicht. Dem Haus Romanow das Thronrecht wieder zusprechen? Schrill höhnt die Antwort: „Ich bin sehr dankbar und tief gerührt.“ Daß der Tropf Diebitsch, trotz dem neuen Sieg, bei Ostrolenka, nicht ans Ziel kommt, ist begreiflich: ein Deutscher! Den Untauglichen (der, ehe er's ahnt, an der Cholera stirbt) soll der Urrusse Pastiewitsch im Kommando ablösen. Bei Ostle geht er über die Weichsel; und erstürmt am siebenten September die Hauptstadt. Er wird Fürst von Warschau. Das Königreich eine (in Verwaltung und Rechtspflege unabhängige) russische Provinz. Aus den Westländern winselt Mitleid, das nicht zu münzen ist. Im pariser Abgeordnetenhaus aber spricht, als Polen sein Heer und seine hauptstädtische Hochschule verloren, die Hinrichtung und Verbannung aller Rebellenführer erlebt hat, Graf Sebastiani, Korse, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und Günstling des Königs Louis Philippe, gelassen das Wort: „In Warschau herrscht Ordnung.“ Nirgendsthirrt ein Schwert. Der harte Nikolai kann lächeln.

Schluchzt nun sein weicher Enkel? Deutsche Krieger, deren tapfere Ausdauer den kühlsten Betrachter ein Wunder dünken muß, haben Warschau und Zwangorod besetzt. Ob Rußlands Angriffskraft für lange gelähmt, ob das Leben eines seiner Heere gefährdet ist, kann die nächste Stunde erkennen lehren. Schon aber

sehen wir, daß Katharinas Hoffen trag. Noch haben die Erben Wladimirs von Kiew und seiner Griechin nicht in Polen, nicht auf dem Weg nach Byzanz die Macht des Erdwestens besiegt.

Unter dem Hundstern.

Sir William Ramsay, der weltberühmte Chemiker, Entdecker des Argon und des Helium, der Gase Neon und Xenon, will, erstens, nicht, daß deutsche Gelehrte je wieder in den internationalen Forscherverkehr zugelassen werden, und will, zweitens, nicht, daß Deutschland noch länger Baumwolle erhalte. Hauptsätze des von ihm in der pariser Zeitung Le Matin veröffentlichten Artikels: „Das große, von uns innig geliebte und bewunderte Frankreich kämpft in Gemeinschaft mit meinem Vaterland für das Recht. Beiden Völkern, beiden Pionieren der Civilisation ist dieser gemeinsame Kampf der starke Bürgen unzerstörbarer Freundschaft, die der großen Sache dieser Civilisation, im tiefsten Sinn des Wortes, dienen wird. Um das Ideal, dem wir zustreben, zu erreichen, müssen wir einander helfen und die auf beiden Seiten gemachten Fehler künftig vermeiden. Trotz allen Warnungen kommt Rohbaumwolle, die zur Herstellung von Geschossen unentbehrlich ist, noch immer in großen Mengen nach Deutschland und Oesterreich. Unsere Minister und das durch mein rastloses Mühen unter Druck gesetzte Parlament waren genöthigt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Am zwanzigsten Juli sagte Herr Asquith: ‚Der Zustand von heute befriedigt mich nicht.‘ Wenn wir die Baumwolleneinfuhr nach Deutschland weiter gestatten, droht uns eine Gefahr, deren Furchtbarkeit nur Wenige ahnen. Der größte Theil der neuen Baumwollenernte wird nach Deutschland gelangen. Am ersten Juli wurden in Liverpool für das Pfund 60 Centimes, in Bremen 3 Francs 40 gezahlt. Danach kann Jeder ermessen, wie wichtig den amerikanischen Pflanzern der Absatz in Deutschland ist. Und weil den Geschosfabriken Baumwolle unerfeßlich ist, muß die Einfuhr sofort, ohne Aufschub, verhindert werden. Mit der größten Entschiedenheit fordere ich deshalb, daß Baumwolle so schnell wie irgend möglich als Sperrwaare (contrebande de guerre) geächtet werde. Ein anderes Mittel giebt es nicht. Im Sezession-Krieg haben die Amerikaner selbst es angewandt. Herr Bryan hat neulich, offiziell, ausgesprochen, daß

den Vereinigten Staaten alles zur Geschossherstellung Brauchbare stets als Sperrgut gegolten habe. Die Pflanzer den Südens sind gegen ein Ausfuhrverbot; sie behaupten, Deutschland sei allen internationalen Verträgen treu geblieben, und mahnen uns, ihm nachzuahmen. Fast das ganze Amerika aber spricht uns das unantastbare Recht zur Baumwollsperrung zu. In der Zeit vom ersten August 1914 bis zum dreißigsten Juni 1915 haben Dänemark, Holland, Norwegen und Schweden zusammen 333 445 Tonnen Baumwolle eingeführt; in dem selben Zeitraum der Jahre 1911 und 12 nur 20 099. Die Regierenden sollten die Augen weit öffnen, endlich die Wirklichkeit sehen und nicht vergessen, daß unsere Feinde täglich tausend Tonnen Baumwolle verbrauchen. Ungemein dankbar wäre ich dem *Matin*, wenn er den Kriegsmiister auf die Nothwendigkeit hinwies, die Einfuhr von Rohbaumwolle, ohne die Schrapnell- und Schwergeschosse nicht herstellbar sind, nach Deutschland und Oesterreich zu verbieten. Meine Freunde und ich fürchten, daß wir eine endgiltige Entscheidung nicht erlangen werden. Das beunruhigt uns tief: denn unsere tapferen Soldaten sind die Zielscheiben, die, Tag vor Tag, von diesem überseeischen Produkt getroffen werden. Man will die Empfindlichkeit der Pflanzer nicht reizen und bedenkt nicht, wie viele unserer Leute nicht gefallen noch verwundet wären, wenn man auf mich gehört hätte.* Der Vierbund darf aus Amerika also Waffen und Munition, in ungeheuren Mengen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn aber dürfen dorthin nicht einmal Rohbaumwolle erhalten: weil sie zur Geschossherstellung unentbehrlich ist. Auch dieser Begriff von Neutralität ist ein Neon, als dessen Entdecker Sir William Ramsay gerühmt werden muß. Seltsam klingt, obendrein, unserem Ohr der selbstsichere Ton, in dem der Weltberühmte von der „Unentbehrlichkeit“ eines bestimmten Stoffes redet. Sind die Grundsätze der Entwicklung, Herakleits und Darwins, für die Kriegszeit entkräftet? Und wird, in der Erinnerung, daß auch Salpeter einst unerseßlich schien, dem gelehrten Herrn nicht bei seiner Gottähnlichkeit bang?

Ein französischer Gelehrter, Herr Richet, hat in *Le Petit Journal* gesagt: „Da heute, gegen Verschanzungen und gedeckte Laufgräben (*sapes*), gegen schnell aufgethürmte und doch uneinnehmbare Festungen, auf zerschmetternden Vorstoß und strategischen Erfolg kaum je zu hoffen ist, wird die Erschöpfung auf der einen

oder auf der anderen Seite das Ende des Krieges bringen.“ Den Artikel Richets hat Senator Clemenceau, unser Erzfeind, in L'Homme Enchaîné ausführlich erörtert. „Ich fürchte, daß wir uns von ansehbaren Zahlen, die Nationalökonomien unserem Hoffnungsbedürfnis anboten, allzu schnell einlassen ließen. Auch war für manche Neutrale, denen das gräßlichste Unheil des Menschengeschlechtes nur die erwünschte Gelegenheit zur Goldhäufung scheint und die der Blutgeruch nicht abschreckt, die Versuchung allzu gewaltig. Seit den ersten Kriegstagen blühte dieser schändliche Handel; und trotz dem angeblich wirksamen Schuß, den eine blinde Diplomatie dagegen versprach, hat er sich so entwickelt, daß wir heute vor unabwendbaren Thatsachen stehen. An ein Abkommen nach dieser Richtung hin war von den Verbündeten nicht gedacht worden. Herr Edmond Théry nannte mir neulich einzelne Stoffe, deren Ausfuhr wir, ohne Verständigung mit England, verboten hatten; die einzige Folge war: die Verdoppelung der britischen Ausfuhr. In dem Hinweis darauf, daß dem Maximum das Minimum an Voraussicht entgegengestellt wurde, wird man einst wahrscheinlich die klarste Kennzeichnung dieses Krieges erblicken. Jetzt, am Ende des ersten Jahres, sehen wir die Einfuhr mancher Neutralen verzehnfacht; und die Regierungen der verbündeten Reiche haben, ungemein ernsthaft, beschlossen, zu prüfen, wem dieses Waarenübermaß nütze. Ein guter Einfall. Wir wollen abwarten, was draus wird. Noch kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir auch auf diesem Gebiet Erfolg haben werden; dessen Vorbedingung ist freilich, daß wir Alles thun, was die Pflicht befiehlt. Geschossmangel dünkt Herrn Richet nicht wahrscheinlich. Reichlich, meint er, haben die Neutrale Deutschland mit Kupfer, Baumwolle, Kautschuk, Petroleum versorgt; und die Findigkeit ihrer Industrie hat den Boches wesentlich geholfen. Ihre Fabriken sind vollauf beschäftigt; und während bei uns ein weitschweifiger Leiter mühsam den Grundbau seines Planens zimmert, bricht Wilhelm der Zweite einfach die haager Verträge und zwingt französische Gefangene, zur Waffenfabrikation mitzuwirken. Den Beweis dafür habe ich meinen Kollegen vom Wehrausschuß geliefert. England hat sein Bedürfnis spät erkannt, aber in Herrn Lloyd George einen Mann gefunden, der nicht nur reden, sondern auch handeln kann und nicht mit langen Verordnungen niederkommen

wird. Den Deutschen wird wohl der durch ihre Industriemethoden erlangte Vorsprung bleiben und wir werden ihn in der ‚Munitionverschwendung‘ spüren, die eine Grundthatsache geworden ist: sogar für die Leute, deren Anfangsziffern den Bedarf in lächerlicher Weise unterschätzt hatten. Immerhin wird die Anstrengung unserer Fabriken Beträchtliches leisten; und ich bin gewiß, daß wir in der Entscheidungstunde auf diesem Gebiet, wie auf jedem anderen, eben so gut wie der Feind gerüstet sein werden. Von der Abnützung der Waffen spricht Herr Richet nicht. Ueber diesen Gegenstand könnte ich viel sagen; wenn ich Alles sagen zu dürfen glaubte. Daß unter ungeheurem Druck selbst der beste Stahl leidet, hatten die Berufsmänner nicht erwogen; weil sie glaubten, der Krieg werde drei bis sechs Wochen dauern. Ganz klar scheint die Sache auch den Deutschen nicht geworden zu sein. Unleugbar ist dennoch, daß die Ueberlegenheit des Industriewerkzeuges ihnen auch hierin einen Vortheil sichert; und sie sehen nicht aus, als würden sie ihn ungenützt lassen. Wie man merkt, erwarte ich viel von ihnen. Herrn Richet eint mich die Ueberzeugung, daß wir, um von unserem Volk die höchste Kraftleistung zu erlangen, die Gefahr der Hemmnisse lieber zu hoch als zu niedrig einschätzen müssen. Die Frage nach der Erschöpfung des Menschenstromes beantwortet Herr Richet vielleicht etwas vorschnell zu unseren Gunsten. Im Ganzen haben wir ja die Uebermacht der Zahl; und sie wird uns sicher bleiben. Nur darf man der nackten Statistik nicht allzu eilig vertrauen. Herr Richet sagt: ‚Rußland allein könnte zwölf Millionen Soldaten aufstellen, wenn es Waffen und Munition hätte.‘ Diese Anschauungart dünkt mich ein Bißchen zu einfach; denn die ganze Beweiskraft ruht auf einem ‚wenn‘. Waffen, Munition, Heeresrahmen (cadres) sind nicht aus der Erde zu stampfen. Daß müssen wir in der Stunde erkennen, wo wir, mit einer der deutschen unendlich überlegenen Mannschafft, in der Defensiv bleiben zu müssen glauben, während ein Riesenthail des deutschen Heeres auf der Ostfront eine ungeheure Anstrengung macht (und sich dabel in ihr entsprechendem Grad abnützt). Die Russen sind, wie die Briten, Herren der Zeit, der Dauer; und diese Zeit wird England, Frankreich, auch Amerika und Japan zu ausreichender Zufuhr von Waffen und Munition nützen. Gefahr enistünde für uns nur, wenn der Dreibund sich löste: und daran ist nicht zu denken.

Die Dauer, vor der einzelne Angstmeier uns zittern zu sehen fürchten, ist, was auch geschehen möge, unser fester Rettungsanker. In den Bezirk finanzieller Abnützung brauche ich Herrn Richet nicht zu folgen. Die Gesundheit unseres Kredites, die sich so oft bewährte, und der unerhörte Erfolg der englischen Anleihe, deren Betrag die Grenzen des Möglichen weit zu überschreiten schien, erweisen gemeinsam, daß wir von dieser Seite her nichts zu fürchten haben. Auf diesem Gebiet, das die Ausdauer verbürgt, können Deutschland und Oesterreich gegen uns nicht auskommen. Von Seelenabnützung merkt Herr Richet in Deutschland noch nichts; erkennt aber, daß die ganze zuversichtliche Hoffnung unserer Feinde auf einem amtlichen Lügengebälk, 'organisiert' (auch sie) ist. Dieser unbestreitbaren Wahrheit möchte ich den Ausdruck des Glaubens anfügen, daß einem fünfzig Jahre lang vom Irrwahn einer von der Vorsehung ihm zugedachten Weltmission beherrschten Volk der Sturz in die Wirklichkeit besonders schwer werden muß. Noch Eins: Soldatenabnützung ist nicht immer Menschenabnützung. Hinter unserem Heer steht eine athmende Nation, deren Gefühl und Wille die Krieger (wenns ihnen je nöthig werden könnte) mit unüberwindbarer sittlicher Kraft zu stärken vermöchte. Drüben ist nur gestaltlose Masse unter der Hand eines Kneters, der von ihr nichts als den Viehischen Beitrag von Fleisch und Blut heischt. Sie haben Muskeln; wir haben das Herz.* Nun, Deutscher, weißt Du.

Herr Hervier in *La Nouvelle Revue*: „Der Deutsche Kronprinz hat zwei Hefie, in die alles über sein Wesen und Handeln Gedruckte eingesseht wird. Das eine sammelt, unter dem Titel ‚Wie ich bin‘, alle lobenden Artikel, das andere, unter dem Titel ‚Wie ich nicht bin‘, Alles, was nach seiner (jeder Kritik abholden) Meinung von seinem fürstlichen Sinn abgelehnt werden muß.“ Herr Arthur Meyer in *Le Gaulois*: „Jimmer wieder höre ich zwei Sätze, die von einer Partei zur anderen wandern. Die eine sagt: ‚Zwingt uns nicht zu Barhou; dann wollen wir nichts für Cailaug‘; die andere antwortet: ‚Lasset Cailaug fallen; dann opfern wir Barhou.‘ Diese beiden Männer sind jetzt also die Symbole all der Leidenschaften, die in den Tiefen der Abgeordnetenseele großen.“ Lustiges aus *Le Matin*: „Ein beurlaubter Haariger aus Anjou sagt seine Meinung über die Boches in den Satz: ‚Ein schädliches Volk, das zu Haus nichts zu essen und kein sauberes Hemd auf dem Leib

hat.' Schädlich: so ist er gewöhnt, Würmer und Feldmäuse, alles Gezücht, das den Boden beschmutzt, zu nennen. Als Sohn freileibiger Scholle kann er den hungrigen Plünderern nicht verzeihen, die aus Pommerns Gebüsch und aus den Sandwüsten des Elbelandes mit langen Rastzähnen bei uns eingebrochen sind. Als würdigen Bauer, dem das wahre Wohlstandszeichen ein gut gefüllter Wäschschrank, der Stolz der Familie, ist, widern ihn diese sinnigen Schweinterle, die, ohne Scham, an dreckige Wäsche unbeschreibliche Kleidlumpen knöpfeln. Der Leibwäschemangel ist wirklich eins der sichtbarsten Kennzeichen der Rasse. Der Offizier unterscheidet sich darin kaum vom Gemeinen. Die eleganten Offiziere stellen gern viele Bürsten und ganze Stiefelschwabronen zur Schau; Konserventiefel und Löffeltiefel nennen unsere Haarigen dieses Schuhzeug, dessen Hauptzweck wohl ist, als Versted gestohlener Kleinodien zu dienen. Ein Hemd, zum Wechseln, werdet Ihr im Gepäck dieser Leute vergebens suchen. 'Unser Kaiser selbst', sagen sie, 'hat nur ein Halbdutzend Hemden. Das ist Hohenzollern-Tradition'. Die, scheint mir, konnte sich nur halten, weil die Sippe anfangs nichts hatte und Körperpflege ihr nie ein Bedürfnis war. Wehäuß verjüngert die prohijriren Zukref (ca) nitir zerfetzten Leinwandkitteln und binden, fürs Auge, ein Bruststück aus Gummistoff drüber, das sie 'Vorhemd' nennen. Ein blinkender Kragen, brunter zerlumpt: ist's nicht, im Kleinen, ein Abbild der ganzen Seele Deutschlands? So siehste aus, Seele Deutschlands. Die Stiefelschaste sind Hehlspeicher, in die Perlen und Diamanten, goldene Ringe und Löffel, auch, wenn nichts Kosibareres zu stehen ist, Benediktinerflaschen, Schachteln von Pinaud, Büchschchen von Fellig Volin verschwinden. Die vielen Bürsten? Fuselfutterale; vielleicht auch Gehäuse der Gifte, mit denen Jungfern und Säuglinge still gemordet werden. Unter dem Elephantengrau des gemeinen Mannes ist Schmutz, Krätze und zerlumptes Gespinnst. Der Kaiser hat nur sechs Hemden (trägt jedes wohl mindestens einen Monat lang) und kennt nicht einmal den Begriff der Körperpflege. Die Herren Junkers puhen sich (nur die eitelsten, versteht sich) mit Gummivorhemd und Röllchen, die, wenn sie allzu dreckig sind, der Schwamm abwäscht. Wir dürfen vermuthen, daß die Zeit naht, in der die Pariser diesem Bilde die Wirklichkeit vergleichen können. Schade, daß ihr Salz so dumm geworden ist. Von allen

Versuchen, deutsche Wesen zu schmähen, ist kaum ein anderer so
 albern wie der in die Voraussetzung deutscher Unsauberkeit ein-
 gehalt. Nicht nur, wenn er aus romanischen Ländern kommt,
 deren Unterschicht niemals durch Reinlichkeit Ruhm erwarb. Auch
 neben dem sauberen Angelsachsen kann der Deutsche sich sehen
 lassen. Berlins Ostendmenschheit hält hundertmal mehr auf Körper
 und Kleidung als Londons. Und die englischen Handwerksmeister
 und Ladenhalter, die in der Schweiz und in Tirol, im Schwarz-
 wald, in Böhmen und Norwegen die Marquis und Carls mimen,
 sind zwar abends, in Frack und Lack, nett zu schauen, kommen
 aber, von Golf oder Ski, Gebirg oder Rahn, oft so verschwitz, ver-
 staubt, zerknittert an den Mittagstisch, wie ein Deutscher nicht wa-
 gen würde. Auch die Handarbeiter, die Mägde, Köchinnen, Fabrik-
 und Hausmädchen sind bei uns fast immer reinlich. Der Waaren-
 kutscher wäscht sich, ehe er sich zum Essen setzt. Und ein Vergleich
 würde ergeben, daß unsere Großstädte mehr Kleinleutwohnungen
 mit Badezimmern haben als die irgendeines anderen Landes. In
 deutschen Industriewerkstätten ist für jedes Säuberungsbedürfniß
 überreichlich vorgesorgt. Wir sind dem Anblick schmutziger Men-
 schen so entwöhnt, daß er uns, wie vor elker Hautkrankheit, schau-
 dern läßt. Und werden selten sogar noch an Bismarcks Scherzwort
 erinnert, durch die Redensart vom „Schwarzen unter dem Nagel“
 komme deutsche Körperpflege in üblen Geruch. Wer Zweifel hegt,
 stelle sich auf eine Straße, die Maurer, Zimmerer, Leute aus Ma-
 schinenfabriken nach der Arbeit durchwandern; einen Schmutzian
 würde die Genossenschaft nicht dulden. Auch die Korporalschaft
 nicht einen Tag lang. Was Andres suche zu ersinnen . . .

Hier ist schon. „Herr Harden gehört zu denen, die in Deutsch-
 land die heute herrschende öffentliche Meinung geschaffen haben.
 Sie stachelten die Begierden, hießen Gewissensbedenken schweigen,
 schmeichelten dem deutschen Stolz, hegten und pflegten das Mär-
 chen von Deutschlands Ueberlegenheit, lehrten das Recht ver-
 achten, nur die rohe Gewalt noch anerkennen und nicht nach Grund-
 sätzen, sondern nach schlauer Berechnung Staatspolitik treiben.
 So, wie sie es haben wollten, ist das deutsche Volk nun geworden:
 es haßt Jeden, der Wahrheit spricht, also der Gier und dem Ehr-
 geiz der Nation den Dienst weigert. Herr Harden wird jetzt das
 Opfer seines Werkes: er wird angegriffen und beschimpft, weil.

er gesagt hat, daß Italien gegen Oesterreich im Recht ist. Dieser Meinung schlen zwar auch die deutsche Regierung zu sein, da ihr offizieller Vertreter, Fürst Bülow, sich alle erdenkliche Mühe gab, um Wien zur Erfüllung der römischen Wünsche zu bestimmen. Aber Herr Harden hat vergessen, daß der Deutsche heute weder einer Ueberzeugung Ausdruck geben noch auch nur selbständig denken darf (wo bliebe sonst die deutsche „Kultur“?); und weil er des Verbrechens schuldig ist, die Meinung vieler Deutschen kräftig ausgesprochen zu haben, muß er sich „auf unbestimmte Zeit“ nach Scandinaviensflüchten. „Das stand im Temps; dessen Gnade ich nie erlangt noch je ersehnt habe. In einer Reuter-Depesche: Ich sei verbannt und infognito, auf der Reise nach Norwegen, in Kopenhagen angekommen. Irgendwo: mit einem großen Vollbart. Auf hundert Blättern Aehnliches. Auch Herr Reinach erwähnte, im Figaro, „die geheimnißvolle Verbannung Hardens“ wie eine unbestreitbare Thatsache. Und als Ursache des Exils wurde überall angegeben: Er hat Italiens Handeln gelobt. Darüber werden die Leser der „Zukunft“ staunen; denn ihr Auge fand hier nicht ein lobendes Wörtchen über den Genossen von gestern. Auch kein schmähendes. Entrüstung, mahnt Bismarck, ist kein politischer Begriff. Und des Politikers Aufgabe nicht, fremden Regierungen und Völkern Moral zu predigen, sondern, Zusammenhänge und Entwicklungslinien zu zeigen und aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Wie ist der läppische Tratsch entstanden? Seit zehrer Jahren habe ich, einsam, immer wieder, in Berlin und in Wien, vor dem Glauben an den Dreibund gewarnt, der die Kriegsprüfung nicht bestehen werde und nur deshalb „Friedensbund“ heißen dürfe. Schrulle, dachten die Wortgläubigen. Im Jahr 1909 zeigte eine nette Karikatur der „Jugend“ den „Herenmarl“, der der hölzernen Vertreter italischer Wehrmacht von Deutschlands und Oesterreichs Seite an die Englands, Frankreichs und Rußlands gerückt hat. Unterschrift: „Aus Drei mach Vier, aus Drei mach Zwei: Das ist die Dreibund-Rechnerei!“ Als ich, 1913, in Wien den italischen Drang nach Osten gezeigt und gesagt hatte, Italiens Uebergriff auf die Balkanflanke der Adria müsse Oesterreich-Ungarn in Lebensgefahr bringen, fragte mich ein kluger Politiker: „Sie wollen also einen Zweibund aus uns machen?“ Antwort: „Ja; einen mit stärkerem, weiter blickendem Inhalt,

als ihn das durch Italien heute nur noch geschwächte deutsch-österreichische Bündniß hat.“ Mit solcher Sündenlast schien ich der italienischen Presse ein Feind. Daß ich, dennoch, im Mal von dem Abfall des Königreiches ruhig, als von der längst vorausgesehenen Folge alter Feindschaft gegen Oesterreich-Ungarn, sprach, trug mir von drüben das Lob einiger Zeitungsleiter ein, die gerade von dem „hartnäckigen Bekämpfer des Dreibundes“ nicht so haßloses Urtheil erwartet hatten. Anderen beliebte, für meine Meinung auszugeben, was hier als die Auffassung Italiens dargestellt worden war; trotzdem deutlich darunter stand: „Vertheidigungskrift eines genuesischen Monarchisten aus dem Jahr 1925; überseht für die Sammlung ‚Deutsche Hiebe‘“. Selbst in Kriegszeit dürften solche Kriffe nicht gelten. Nun kam aus Winkeln unserer Presspaläste (von armen Menschen, die weder ahnen, daß Politik eine aus Wissenschaft blühende Kunst ist, noch überlegt hatten, warum dem „Verräther am Tiber“ vom Deutschen Reich nicht schon Krieg angesagt worden sei) ellißes Geschimpf; daß, wie anderes, nicht der Erwähnung werth wäre, wenn es nicht auf das feindliche Ausland zurückgewirkt hätte. Im Lande der Boches, wisperte es dort, wird sogar das Denken geknebelt; ist solches Wuthgekreisch erlaubt, dann ward es befohlen. Von diesem Wahn war nicht mehr weit bis in den Hintertreppenroman von der Verbannung. Der schmeckt, natürlich, dem alten Herrn Clemenceau. Den braven Boches, schreibt er, fällt das Herz in die Hosen; drum tröstet ihr Kaiser sie mit der Verheißung nahen Kriegsendes. Davon aber kann ernsthaft nur die Rede sein, wenn Deutschland vernichtet ist. „Schicket uns doch den verbannten Harden. Der mag sehen, hören, in Schützengräben, Fabriken, Städten, Dörfern die Stimmung erforschen: und dann seinem Kaiser melden, daß jede Stunde uns neuen Kraftzuwachs beschert.“ Stimmt die Regierung dem Ruf ihres Senators zu: an mir solls nicht fehlen. Hundertsach wäre die Mühe gelohnt, wenn sie den Franzosen aus dem Kindertraum hülfte, der ihrer Wahrheitsheute ein zag nach Frieden lehzendes Deutschland vorgaukelt. Für uns, psauht der greise Kette, sicht die Zeit. „Italien hat sich uns gefellt. Japans Waffe klirrt. Die Welt bebt von Zorn. Nein: noch istß nicht aus. Erst, wenn unser letzter Streich Euch getroffen hat.“ So singen die Parzen. Es lauscht der Verbannte...

Die Entwurzelten.

Der neusten der biographischen Analysen, mit denen Ernest Seillière seine Imperialismus-Theorie illustriert (*Le Romantisme des Réalistes*. Gustav Flaubert. Paris, Librairie Plon, 1914), hat Scipio Sighele als Introduction einen Abriss der Lehre des französischen Psychologen und Geschichtsphilosophen beigegeben. Ich gebe einen Abriss des Abrisses. Jedes Individuum empfindet den Drang, die Sphäre seines Einflusses auf seine Umgebung auszudehnen. Dieser Drang, den Nietzsche Willen zur Macht, Seillière Imperialismus nennt, ist die Triebkraft des Fortschrittes. Von Haus aus individualistisch, verwandelt sich dieser Trieb in einen sozialen, wenn das Individuum die Erfahrung macht, daß es nur im Bunde mit Anderen Einfluß zu erlangen vermag. Um vereint mit Anderen zu wirken, muß der Einzelne seinen „Imperialismus“ einschränken, sich ein- und unterordnen, sich disziplinieren; der brutale Egoismus der Primitiven wird durch den nationalen, den Rassen- und Klassenegoismus ersetzt. Diese Moral schaffende Disziplinierung der Menschen und Organisation der Menschheit wird fortschreiten, bis sie den Kämpfen der Menschen unter einander ein Ende macht und die Natur als einziges Feld für menschliche Eroberungen übrig bleibt. Dem nach verständigen Erwägungen handelnden Imperialismus gesellt sich der irrationelle oder mystische zu, dem der Glaube, daß eine jenseitige Macht ihm beistehe, einen Zuwachs an Kraft verleiht. Die neuere Form des Mystizismus ist die Romantik. Der Romantiker, der sich für ein von der Gottheit ausgewähltes und privilegiertes Wesen hält, schafft sich eine künstliche Welt von Ideen und Gefühlen, in der er unumschränkt herrscht, erhaben über alle Gesetze und nur von seiner Inspiration, von seinem unfehlbaren Instinkt geleitet. (Einige Dichter und Denker, die der Literaturgeschichtschreiber in die Kategorie „Romantische Schule“ einreicht, haben sich im Leben und im Dichten über die konventionelle Moral hinweggesetzt; aber diese literaturgeschichtlichen Kleinigkeiten haben für die große Strömung, die man Romantik zu nennen pflegt, nichts zu bedeuten. Deren Leistung besteht darin, daß sie, in der Schätzung übertreibend und auch sonst noch mehrfach irrend, die Kenntniß und das Verständniß des von der Aufklärung verachteten Mittelalters erschlossen, an dieses in der politischen und Ideenentwicklung wieder angeknüpft hat.) Wirkt nun auch der Romantismus und mancher andere moderne Mystizismus auflösend, so dient er doch als Spannkraft dem Fort-

Schritt und die rationelle Reaktion bleibt nicht aus; ein Loozola, ein Napoleon mußte kommen, aber daraus folgt nicht, daß die Reformation und die Revolution nur Unheil angerichtet haben.

In der Besprechung anderer Bücher von Seillière, die alle reich an nützlichen Gedanken und angenehm zu lesen sind, habe ich einige Bedenken erhoben gegen die Namen, die er den geistigen und politischen Strömungen der letzten Jahrhunderte giebt, und gegen die Art, wie er sie ursächlich verknüpft. Ohne darauf noch einmal einzugehen, beschränke ich mich diesmal auf den Nachweis, daß man zur Erklärung der Psyche Flauberts der mancherlei Mytizismen, Romantismen und Imperialismen, die Seillière heranzieht, nicht bedarf. Flaubert litt als Jüngling, gleich seinen Freunden, an Lebensüberdruß. Alles langweilte ihn; An- und Auskleiden und was sonst täglich zu verrichten ist, bereiteten ihm Qual; ein verlegtes Taschenmesser verfehte ihn in heftige Erregung. Die Sonntagdiner seiner Familie waren ihm ein Gräucl; die gesammte Bourgeoisie war ihm Gegenstand tiefster Verachtung, ja, des Ekels. Er ist froh, daß aus einer Familienreise nach Neapel nichts wird, denn *il aurait trouvé là une sensation trop exquise pour que la pensée de la voir gâtée de mille façons ne lui soit pas odieuse*. Er möchte einsam in einer Höhle leben wie ein Bär und hat Selbstmordgedanken.

Die Gemüthsverfassung eines begabten jungen Mannes, der keine Religion hat und in dem der Egoismus die sympathetischen Gefühle überwiegt. Deus sive natura hat den Menschen so eingerichtet, daß er, um leben zu können, der Hilfe seiner Mitmenschen bedarf. Für den Austausch von Dienst und Gegendienst ist ihm sein Platz angewiesen, auf dem er mit seinen Dienstleistungen, die ihm durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse vergolten werden, seine Lebensaufgabe erfüllt. Die Bedürfnisbefriedigung ist mit Genuß verbunden; Genuß gewährt auch das Bewußtsein vollbrachter Pflichterfüllung: und aus diesen beiden Genüssen setzt sich das Erdenglück zusammen, von dem sein bescheidenes Theil Jedem zugemessen ist. Als Glückliche zu preisen sind Die, denen die Pflichterfüllung selbst, denen die Arbeit Genuß ist. Dem antiken Menschen wies die Vaterstadt den Arbeitsplatz an, beim modernen wirken der Staat und das Wirtschaftsgetriebe zusammen; die Christliche Religion leistet den selben Dienst, auch wenn, wie in Revolutionzeiten, gar kein Staat vorhanden ist. Die Pietät gegen Staat und Vaterland wirkt als Surrogat der Religion. Fehlt alle Religion, dann irrt der Einzelne wurzelloß als Atom in einem Chaos, und ist er ein Mensch von starkem Selbstgefühl,

so hält er sich für den Mittelpunkt der Welt, für den Endzweck, dem alle Wesen zu dienen haben. Da die Begierde nach Genuß an sich unersättlich ist (einerlei, ob es sich um niedrigsten Sinnen- oder edelsten geistigen Genuß handelt), so will sich ein solcher Sotlipist im Genuß „ausleben“. Und da Dieses physiologisch wie psychologisch unmöglich ist, so fühlt er sich unglücklich. Je nach Tem-

perament ergibt er sich indigestem Pessimismus oder gegen die Gesellschaft auf, die seiner Meinung nach seinem Glücksdrange im Weg steht. Solche Stimmdeln ja jeden begabten Jüngling an, aber Religion sie. Und dem fein organisirten, dem genialen Mensch macht die rohe und verständnißlose Umgebung steter Religion und Einsicht lehren, den Philister und den nicht zu hassen, weil sie auf ihrem Platz nothwendig ders für den Genialen, der ohne sie verhungern würde. Religionlosen Egoisten dagegen nißtet sich der Welt- und haß unermesslich und dauernd ein und die Jahrhundere darin keinen Unterschied; nur wird in der neueren Zeit sende von Schriftstellern das Analphbeten von Seelenz das Erdichten von Phantasiegebilden als Berufsart dem Welt Schmerz reichliche Nahrung zugeführt (Selbst über die unhygienische Seelendiät, der Flaubert v und dem Welt Schmerzler, der seine Gefühle ausdrück ein unerhöplicher Schatz hyronianischer Phrasen zu

Von den Genossen der Jugendschwärmerei Fluten einige durch Selbstmord, andere richteten sich durch fungen zu Grunde. Den Dichter der „Madame B die Willenskraft, die er von seinem Vater, einem tü geerbt hatte und die seine verweichlichte Psyche zw hafter Arbeit seine Werke künstlerisch zu gestalten. ten offenbarte sich sein Egoismus in der Art, wie gebung, auch seine Mutter, tyrannisirte. Vor zeh sich im ganzen Haus nichts rühren. Wenn Carl Dessen bewußt zu sein) seine Frau tyrannisirte, so Entschuldigung anföhren, daß er in Folge der Entb ihm seine Armuth aufgezwungen hatte, an einem Magen litt, während Flaubert als der verzärtelte habender Eltern es immer gut gehabt hat. Und Car seiner Arbeit eine große und wichtige Aufgabe zu lä tische Sozialgesetzgebung einzuleiten; dagegen hab Romane, so vollendet sie in stilistischer Beziehung Vaterland keinen Dienst geleistet.

perament ergibt er sich indigestem Pessimismus oder gegen die Gesellschaft auf, die seiner Meinung nach seinem Glücksdrange im Weg steht. Solche Stimmdeln ja jeden begabten Jüngling an, aber Religion sie. Und dem fein organisirten, dem genialen Mensch macht die rohe und verständnißlose Umgebung steter Religion und Einsicht lehren, den Philister und den nicht zu hassen, weil sie auf ihrem Platz nothwendig ders für den Genialen, der ohne sie verhungern würde. Religionlosen Egoisten dagegen nißtet sich der Welt- und haß unermesslich und dauernd ein und die Jahrhundere darin keinen Unterschied; nur wird in der neueren Zeit sende von Schriftstellern das Analphbeten von Seelenz das Erdichten von Phantasiegebilden als Berufsart dem Welt Schmerz reichliche Nahrung zugeführt (Selbst über die unhygienische Seelendiät, der Flaubert v und dem Welt Schmerzler, der seine Gefühle ausdrück ein unerhöplicher Schatz hyronianischer Phrasen zu

Von den Genossen der Jugendschwärmerei Fluten einige durch Selbstmord, andere richteten sich durch fungen zu Grunde. Den Dichter der „Madame B die Willenskraft, die er von seinem Vater, einem tü geerbt hatte und die seine verweichlichte Psyche zw hafter Arbeit seine Werke künstlerisch zu gestalten. ten offenbarte sich sein Egoismus in der Art, wie gebung, auch seine Mutter, tyrannisirte. Vor zeh sich im ganzen Haus nichts rühren. Wenn Carl Dessen bewußt zu sein) seine Frau tyrannisirte, so Entschuldigung anföhren, daß er in Folge der Entb ihm seine Armuth aufgezwungen hatte, an einem Magen litt, während Flaubert als der verzärtelte habender Eltern es immer gut gehabt hat. Und Car seiner Arbeit eine große und wichtige Aufgabe zu lä tische Sozialgesetzgebung einzuleiten; dagegen hab Romane, so vollendet sie in stilistischer Beziehung Vaterland keinen Dienst geleistet.

Dem Sozialismus, dem Mitleid mit der „Canaille“, erklärte er den Krieg; das Jahr 1848 machte ihn zum rasenden Aristokraten, da er von einem Sieg des Proletariates den Untergang aller Kultur fürchtete. Kultur bedeutete ihm natürlich nichts Anderes als Aesthetik. Aesthetischen Mystizismus nennt Seillière die letzte Phase der Entwicklung Flauberts. Ich vermag nichts Mystisches darin zu finden. Als Egoist ließ Flaubert kein anderes Interesse gelten als das, welches er selbst hatte, und das war das künstlerische, das rein künstlerische, abgelöst von allen anderen Lebensgebieten; genauer gesagt (da diese Ablösung unnatürlich, das wahrhaft Schöne die Erscheinung des Guten und des Wahren ist): das Interesse an der künstlerischen Technik. Der Inhalt war ihm gleichgiltig, die Form Alles; der Künstler und sein Schaffen sollten jenseits von Gut und Böse stehen. L'art pour l'art oder Aesthetizismus nennt man heute diese Ueberschätzung der Kunsttechnik. Der große Krieg hat diesem Aesthetizismus einstweilen ein Ende gemacht; die Aestheten ziehen sich bescheiden in den Hintergrund zurück. Den französischen ging es 1870 ähnlich. Flaubert klagte: Die Künstler sind überflüssig geworden; man haßt und verachtet sie; sie mögen dem Leben gute Nacht sagen. Um durch die Hervorhebung des Egoismus in dieser Charakterfärbung keine Unge rechtigkeit zu begehen, erwähne ich zum Schluß, daß Flaubert in seinen letzten Lebensjahren einer in Noth gerathenen Nichte, die er sehr liebte, große Geldopfer gebracht hat; er ist also sympathetischer Gefühle nicht völlig bar, kein vollendeter Egoist gewesen.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.



Ablösung.

Von der meyer Kathedrale hallte
 Viermal aus die Chormuhr. „Abgelöst!“
 Abgelöst die Schuld, die alte;
 Mächtig Reichthum, deutsches, wieder walte
 Achtung, wie Du einst sie eingefloßt.

Abgelöst Franzose: seinen Posten
 Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
 Westwärts Abendnebel glosen;
 Auf der Mosel Höhen tagts im Ofen
 Und die Zukunft, deutsches Volk, ist Dein!

Hermann Kingg.

Inß zweite Jahr.

In Jahr ist hingegangen,
 Ein Jahr in Stolz und Muth,
 In Sorgen und in Bangen,
 In Siegen und in Blut.
 Es hat gestürmt, gewittert,
 Es traf uns mancher Schlag,
 Doch sehn wir unerschüttert
 So wie am ersten Tag.

Es war ein Jahr voll Ringen,
 Das Noth und Müß geschafft;
 Doch jubelndes Gelingen,
 Das war der Lohn der Kraft.
 Der Kraft, die alle Herzen
 Wie Flammenstrom durchfähret
 Und Weh und Qual und Schmerzen
 Zu Gluth und Glanz verkläret.

Es war ein Jahr der Güte,
 Des mitgetragnen Leids;
 Mit stiller Macht umblähte
 Die Liebe jedes Kreuz;
 Ein Gruß auf allen Wegen,
 Von Blumen ein Gerank
 Und jedes Wort ein Segen
 Und jeder Blick ein Dank.

Es war ein Jahr, da Trauer
 Aus allen Fenstern hing
 Und tiefer Gotteschauer
 Von Herz zu Herzen ging.
 Es lagen Väter, Brüder
 Und Söhne Grab an Grab,
 Doch stieg ein Engel nieder
 Zu jedem Stein herab.

Das war: wir Alle gingen,
 Wir Alle Hand in Hand,
 Den Blick aufs Hellderringen
 Der Brüder unverwandt.

Die Herzen in der Ferne,
Im Osten und im West,
Und über uns die Sterne
Deß, der uns nicht verläßt.

Es fñhret uns durch die Trümmer —
Nennst Gott, nennst Morgentoth —
Der rosenlichte Schimmer,
Der über Wolken loht.
Es ist der Strahl der Herzen,
Der Seelen Himmelsgluth,
Das flammen unsrer Schmerzen,
Der Glanz von unserm Blut.

So wollen weiter schreiten
Wie in das neue Jahr;
Es rauscht im Sturm der Zeiten
Voran der Siegesaar.
In Demuth und in Stille
Sehn wir, in Kraft und Macht, —
Bis unser Aller Wille
Das große Werk vollbracht.

Hamburg.

Theodor Suse.



Die Soldatenbraut. *)

Susi, selbst wie eine Puppe schön, flachshaarig und brav, besaß ein großes, wundervolles, reich bevölkertes Puppenhaus. Dem präsidirte die Puppenmama, die größte der Puppen, so groß, daß sie nicht einmal in das Haus hineinging, sondern sich gezwungen sah, immer draußen vor der indiskret offenen Fassade zu sitzen. Da reichte sie von der Küche im Erdgeschoß bis zu den Schlafstuben im Zweiten Stockwerk. Es war einfach zum Fürchten, wie sie riesengroß das Puppenreich beschattete. Onkel Richard, der herrlich zu spielen verstand und bei allen Puppen Pathe zu stehen pflegte, hatte sie Mama korpulent getauft. Sie ging in lila Seide und hatte am Arm einen Perlenpompadour.

*) Aus dem Bande „Der graue Tod; Novellen aus dem Krieg“, den Herr Kurt Münzer bei Georg Müller in München erscheinen läßt.

Die Mama Korpulent hatte ein ganzes Volk von Töchtern, das sich, meist um die Weihnachtszeit, rasch vermehrte. Da gab es Säuglinge und Babeengel, Kleine und große Damen, Badfische und Alte Jungfern. Die Töchter der Frau Korpulent gehörten den verschiedensten Ständen an: die eine war Bäuerin, die andere Prinzessin, diese, trotz dem untadelhaftesten Lebenswandel, eine spreewälder Amme, jene eine höhere Tochter mit Musikmappe und Tennisschläger. Aber man war sehr vorurtheillos in dieser Familie. Einträchtig lebte man in dem großen Haus; und da es keinen einzigen Mann darin gab, ward der Friede nie gestört und keinerlei Eifersucht oder Neid trübte das idyllische Familienleben. Man saß still um den großen Esstisch, schlief zu Zweien und Dreien in den Betten, tauschte die Kleider, daß aus der Amme eine Prinzessin und aus der Bäuerin eine Musikschülerin wurde, und Mama Korpulent wachte, Furcht einflößend, über diese schöne Eintracht.

Aber da kam der Krieg: und er, der furchtbar rücksichtslos, sollte selbst in dieses Puppenheim Unglück, Verzweiflung, Verwirrung und Tod bringen. Denn eines Tages kam Onkel Richard und brachte geheimnißvoll für Susi ein Paket mit. Susi hatte einen älteren Bruder, der Wolfgang hieß, schon in die Schule ging und den Puppen gegenüber viel männliche Verachtung bewies. Aber jetzt jauchzte er auf, als aus dem Paket ein Soldat zum Vorschein kam, selbgrau eingekleidet, mit Helm und Säbel, offenbar ein Lieutenant, mit kühnem Gesicht und furchtlos rothen Backen.

„Das ist der Lieutenant Kugelfest,“ jagte Onkel Richard. „Er kommt direkt vom Kriegsschauplatz.“

„Aber er ist ja gar nicht dreifig,“ sagte Wolfgang enttäuscht. „Da hat er auch nicht im Schützengraben gelegen.“

„Ach, Du!“ rief Susi, die eine überaus frühzeitige Kenntniß der einschlägigen Wissenschaft bewies. „Er trägt ja eine Extrauniform. Er hat sich doch umgezogen, wo er zu Besuch kommt.“ Und im Triumph wurde der Held ins Puppenhaus gebracht und stolz den Damen vorgestellt, der Frau Korpulent, den Töchtern Emerantia und Abelsgunde, Thuisnelba und Eulalia, Himmeltraut und Augentrost und wie sie alle herrlich hießen. Der Soldat kam aufs Sofa, die Damen gruppirteten sich herum; die nicht Platz fanden, standen in allen Ecken. Und in der Küche wurde ein Festessen gerichtet aus drei Gängen Chokolade und zwei Gängen Kuchen.

Da der Lieutenant mit einem Schlage das ganze Milieu geändert und gehoben hatte, erklärte sich auch Wolfgang bereit, mitzuspielen. War es auch unter seiner Würde gewesen, Mädchenpuppen seine Stimme und Kenntnisse zu leihen, so war es nun durchaus ehrenvoll, einen Offizier zu vertreten. Und er riß sofort die Unterhaltung an sich und hieß wie ein ganzes ausgehungertes Schützengrabenbataillon in das Essen ein. Susi mußte sich sehr beeilen, Etwas für die Damen zu retten. Lieutenant Kugelfest wurde gefeiert wie

nur ein Heib. Er erzählte tolle Geschichten aus den Schlachten und versprach einen baldigen Frieden, der seiner Tapferkeit allein zu verdanken war. Prinzessin und Spreewälderin lauschten gleich hingeben und die arme Mama vor der Thür war ganz Unbetung.

Da fiel Susi, die nicht umsonst ein Menschenmädchen war und mit fünf Jahren schon alle Reime des Weibes besaß, auf das Nächstliegende und Nothwendigste: der Lieutenant Kugelfest mußte heirathen. Und sofort stürzten sich die beiden Geschwister ins Heirathstiften. Wolfgang, als praktischer Mann, der den Nutzen vor die Ideale stellte, schlug vor, ihn der Mama korpulent zu vermählen. So käme die Familie zu einem Vater, dessen sie sich rühmen könnte. Auch war es ja wohl nicht mehr als schicklich, der Mama einen Gatten zu geben, ihr, die, schon allzu lange unvermählt, Tochter auf Tochter bekommen hatte. Aber dagegen empörte sich Susi, die noch romantisch genug war, das Herz sprechen lassen zu wollen. Es sollte eine Heirath aus Liebe werden. Die Mama mußte einsichtsvoll genug sein, lieber eine Tochter statt sich unter die Haube zu bringen. Und Susi bestimmte Thusnelba zur Braut des Soldaten. Thusnelba war nicht etwa die schönste der Schwestern, aber Susi am Meisten ans Herz gewachsen, denn sie hatte bei einem bösen Wagenunfall einmal die Nase verloren; dann waren ihr die Haare verfilzt, so daß sie stets, auch schlafend, einen reizenden Kapotthut trug, und die linke Hand fehlte ihr ganz. Besonders dieser Leibesbeschaden schien sie zur Gefährtin eines Kriegers zu bestimmen. Von allen ihren Schwestern war sie wohl die einzige, die durch ihre Leiden und Unglücksfälle seelisch genug gefählt war, um das Leben eines Soldaten theilen zu können.

So wurde sie als Braut eingekleidet. Wolfgang's Einspruch, der dem Lieutenant eine Schönere gegönnt hätte, war erfolglos, denn bei Heirathen sind die Männer nicht stimmberechtigt; sie verstehen sich nie auf ihr Glück und die Vorzüge des Mädchens.

Die Prinzessin mußte ihr schönes Kleid hergeben; daß es Thusnelba zu lang war, machte nichts: so schleppte es nur pompöser. Sie bekam um ihren Kapotthut einen Kranz. Er war ihr ein Wischen zu weit und hatte das Bestreben, statt des nicht ganz unversehrten Kopfes den Hals zu schmücken. Aus einer alten Gardine wurde ihr ein wallender Schleier geschnitten und die Unbefragte wurde dem auch nicht Gefragten angetraut. Verlobung und Trauung fielen zusammen; es war überhaupt eine Kriegsnothtrauung, denn Wolfgang verkündete mitten in die Vorbereitungen hinein, daß Lieutenant Kugelfest morgen wieder ausrücken mußte, nach Osten, um dort Petersburg einzunehmen und daselbst deutscher Gouverneur zu werden.

Hier ruhten weder Susi's Widerspruch noch Thusnelba's stummere Verzweiflung, denn Krieg ist Krieg und die Offensiv gegen Rußland darf nicht durch Familienereignisse aufgehalten werden. So wurde denn die Hochzeit überstürzt. Man hatte gerade noch Zeit, sich ein paar Blumen anzustecken oder die Toilette durch ein buntes Band

zu heben: und schon trug Susi das große Diner auf, das zweite am Tage. Wieder gab es ein Vorgericht, einen Braten, ein Gemüse aus Chokolade, Wildpret und Nachtisch aus Kuchen, Suppe, Fisch und Pasteten aus Obst. Susi und Wolfgang, die für ein Duzend Mäuler zu sorgen hatten, aßen mit heldischer Todesverachtung. Zumal Lieutenant Kugelfest mußte ja Vorrath essen für seine Invasion in Rußland. Er fand kaum Zeit, sich mit seiner Braut zu beschäftigen. Die beiden Hochzeiter saßen stumm vor ihren Tellern und bedachten wohl die ungeheuren Möglichkeiten des Geschickes. Unmittelbar nach Tisch hieß es: Zu Bett. Aber Das war nicht so einfach. Wo sollte der Lieutenant schlafen? Ohnehin war der Platz so beschränkt, daß mindestens zwei Schwestern zusammenliegen mußten. Susi fand es unstatthaft und unhöflich, dem Lieutenant, so sehr auch Wolfgang dafür eintrat, ein ganzes Bett einzuräumen; die Damen gingen doch vor. Ihn zu Thusnelda zu legen, wäre doch eigentlich nicht passend. Er sei ja schließlich ein Mann und Thusnelda, die immer mit Himmeltraut geschlafen hatte, sei nicht daran gewöhnt. So kam der Lieutenant schließlich aufs Sofa in den Salon. Es war zwar zu kurz für ihn, aber dafür hatte er es allein für sich. Leider war er nicht ausziehen. Er mußte in der Uniform schlafen; doch Wolfgang sagte erhaben: „Das thut ihm nichts. Er ist ohnehin zehn Wochen nicht aus ihr herausgekommen. Es ist ganz gut so, denn wenn er sich auszieht, müßte er auch baden. Und die Wasserleitung ist doch kaputt und die Wanne läuft.“

So bettete man ihn aufs Sofa. Die Braut und die Schwägerinnen lagen entkleidet und gewaschen und gekämmt neben und über ihm. Nur Mama Korpulent saß in Hut und Kleidern wachend vor dem Hause. Niki, das Hündchen, kam heran, schnupperte an den Wänden, an dem Soldaten und Thusnelda, aber sie schliefen alle fest, der Lieutenant in der Uniform und seine Braut mit dem ewigen Kapotthut. Das war die Hochzeitnacht.

Und der nächste Tag war Schlacht. Lieutenant Kugelfest wurde an die Wand gelehnt und die Geschwister fuhren Geschütze auf und beschossen ihn. Aber er machte seinem Namen Ehre. Er wankte nicht und blutete nicht. Regimenter von Zinnsoldaten rückten gegen ihn an: er stampfte sie nieder. Wolfgang und Susi errichteten aus Bauflöhen und Büchern Forts, Schützengräben, Gebirge: er schritt über sie hinweg.

Am Abend des Siegestages öffnete sich die Frage nach Uebernachten. Da hatte Susi den glorreichen Einfall, dem Soldaten Urlaub zu gewähren und ihn für die Nacht heimkehren zu lassen. Wolfgang, als Oberster Kriegsherr, bestätigte ihn; und Lieutenant Kugelfest kehrte aus Rußland heim. Das Puppenhaus empfing ihn begeistert. Die Reste des Hochzeitmahls erwarteten den Ausgehungerten. Die Braut ohne Hand und Nase saß schon da und aß. Sie war furchtbar gleichgiltig; keine Heldenthat riß sie aus ihrer Indolenz. Aber vielleicht

Hatte sie selbst schon zu viel gelitten und war abgestumpft gegen die Ereignisse des Lebens. Sie suchte sich jedoch nicht zu entschuldigen und bewies nur eine gewisse Genugthuung, daß die Würde der Braut ihr den Platz auf dem Sopha und das Kostüm der Prinzessin eingebracht hatte.

Nun wiederholte sich täglich das selbe Schauspiel: Lieutenant Kugelfest, nun schon zum General befördert, zog in die Schlacht und kehrte am Abend müde und hungrig und siegreich zurück. Alle aufregenden Momente des Krieges wurden Gewohnheit, die Siege Programme, die Heimkehr wurde lästig und die Langeweile zur Feindin des Feldzuges. Man beschloß, ihn zu beenden. Susi und Wolfgang waren des Spiels müde. Sie erbosteten sich über den Soldaten, der diese Umwälzungen im Puppenhaus heraufbeschworen hatte. Und Susi hatte einen Einfall: „Wir ziehen ihm Mädelkleider an und er heißt Elisabeth!“

Aber darüber entrüstete sich Wolfgang. Wie, einen Mann, einen Soldaten, einen General, der Petersburg genommen hatte, zum Mädchen degradiren! Leben retten ist nicht Ehre retten. Nein, Mann bleiben, und müßte es mit dem Tode bezahlt werden! Und er erwog alle nur möglichen Auswege, um diesen Krieg zu beenden und dem Führer Würde und Leben zu wahren. Aber nur Eins fiel ihm ein: der Soldat mußte geopfert werden. Und ohne die unglückliche Braut auch nur im Entferntesten in Betracht zu ziehen, wartete Wolfgang einen ruhigen Augenblick ab, holte sich heimlich ein Messer und schnitt, tüdich wie ein Franc-tireur, dem wehrlosen Soldaten den Kopf ab. Er durchsäbelte den Hals: und ein bleicher Strom von Häcksel strömte auf den Boden.

Sein Triumphgeschrei rief Susi herbei. Sie schrie laut auf und wollte weinen, aber Wolfgang mahnte rasch: „Soldatenfrauen weinen nicht. Die sind tapfer und beißen die Zähne zusammen.“

Susi stürzte ans Puppenhaus und rief schonungslos die Trauerbotschaft hinein. Mama Korpulent fiel glatt um. Es war wie ein Schlaganfall. In aller Stille und Heimlichkeit mußte sie ihren Schwiegersohn, der beinahe ihr Mann geworden wäre, sehr geliebt haben. Mehr als Thußnelba, die gepuzt auf dem Sofa saß und auf das Abendessen wartete. Empört über so viel Gefühllosigkeit, nahm Susi die Gleichgiltige und schleuderte sie über die Leiche ihres Gatten hin. Da lag sie, wie zerschmettert von Verzweiflung. Die Kapotte war ihr vom Kopf gesplittert und das verfilzte Haar erweckte die erschütternde Vorstellung, sie habe es im Schmerz zerrwühlt. Aber Alles war nur Schein. Die aufgerichtete Thußnelba zeigte eine gleichmüthige Miene und unerschütterte Lebenszähigkeit.

„Was wird aus ihr?“ fragte Susi bekümmert, die die Herzlose weiterliebte, über alle Charakterfehler hinweg.

„Wir begraben sie mit ihm,“ schlug Wolfgang vor.

„Nein,“ rief Susi und dückte den Liebling ans Herz. „Sie be-

kommt ihr altes Kleid und heirathet mal einen Anderen. Aber auf dem Sofa bleibt sie sitzen, weil ihr Mann General war."

Dieses freundliche Geheiß gönnte ihr Wolfgang nicht. Er sah nicht ein, warum die Männer den Schühengraben, die Frauen das Sofa innehaben sollen. Die Weltordnung schien ihm ungerecht. Onkel Richard wurde befragt. Er sagte: „Also hört! Thusnelda ist Witwe. Sie bekommt ein schwarzes Kleid und trauert gewiß um ihren Gatten. Man muß gut zu ihr sein. Sie hat schon so viel durchgemacht. Das verbittert den Charakter. Man muß auch nicht so streng sein. In ihrer Art hat sie ihren Mann wohl geliebt; nur hat er sich immer ein Wenig fern von ihr gehalten. Eigentlich war sie ja nur seine Braut. Aber ich bin überzeugt, sie trauert um ihn.“

Das Fräulein nähte in aller Eile ein schwarzes Kleid für die Witwe. Das stand Thusnelda gut. Trotz ihrer Nasenlosigkeit war sie eitel. Sie schien Das für eine Bevorzugung der Natur zu halten, denn vom Sofa aus starrte sie unverwandt in den Spiegel gegenüber.

Vor ihr auf dem Tisch lag, auf einem geblühten Teller, der Kopf des Soldaten. Es sah aus wie eine Johannes-Tragoedie; nur trug diese Salome einen Kapottthut und hatte sich das blutige Haupt nicht ertanzt.

Am nächsten Tag wurden Leib und Kopf des Toten zusammengefügt. Er kam in eine Schachtel, wurde hinabgetragen und im Hofgärtchen unter dem kahlen Fliederbusch beigesetzt. Eine Puppenbank wurde neben den Heldenhügel gestellt und darauf kam Thusnelda, die Witwe. Dort sollte sie sitzen und trauern und nachdenken über die Wechselfälle des Lebens. Vielleicht nahm sie bei dieser Gelegenheit eine Musterung des eigenen Herzens vor und fragte sich, ob sie nicht Manches an Liebe und Wohlwollen veräußert habe.

Die Kinder vergaßen sie. Sie saß neben dem Grabe; es wurde Nacht, Frost kam und Schnee. Es häubte vom Himmel herab, weiße Wolken sanken; sie bedeckten das Grab, die Bank, die trauernde Dame. Niemand erfuhr, was in Thusnelda vorging. Vereute sie? Wüthte sie ihre Lieblosigkeit oder fand sie das Alles ungerecht und suchte in Bitterkeit und Troß den Tod? Denn sie glitt von der Bank, legte sich über den Hügel und wurde vom Schnee gütig zugedeckt.

Erst am nächsten Mittag gedachte man ihrer und suchte sie. Der Schnee hatte sich über ihr gethürmt, und als man sie ausgrub, sah sie so zerstört und untauglich zum Weiterleben aus, daß man beschloß, ihrem geprüften Dasein diesen freundlichen Abschluß zu gönnen.

Man öffnete das Grab, die Schachtel, und legte Thusnelda zu dem Gatten in den Sarg. Klanglos schloß man die Gruft wieder. Ein Schicksal hatte sich erfüllt. Und der Tod vereinte die Gatten, die einander im Leben nicht gefunden hatten. Kurt Mü n z e r.



Zwangshyndikate.

Die Mitte Juli veröffentlichte Bundesrathsverordnung über Zwangshyndikate wurde als ein Zeichen wirtschaftlicher Erkenntniß angesehen. Oft ist ja schon verlangt worden, daß die Kohle privater Politik entzogen werde. Bis zu dem Verlangen eines Ausführzollens hatte sich der Wunsch gesteigert. Aber im Reich der Kohle gab es keine einfache Scheidung von Staats- und Privatinteressen. Auch der Fiskus treibt Kohlenbergbau und Preispolitik und ihm ist nachgesagt worden, daß er in der Behandlung der Preise ein gelehriger Schüler des Kaufmannes gewesen sei. Doch der Staatsgedanke ist immer lebendig geblieben, besonders dann, wenn das Rheinisch-Westfälische Kohlenshyndikat auf gute Preise hielt. Als im Jahre 1911 der berühmte Sibiria-Handel spielte, wurde die Niederlage des preußischen Bergfiskus gegen Großkapital und Großindustrie als eine entscheidende Lösung des Problems der Herrschaft im Kohlenreich angesehen. Daß diese Auffassung nicht unbedingt zutrifft, zeigte sich, als der preußische Fiskus neun Jahre später, ein Abkommen mit dem Shyndikat löste, weil die Regierung mit einer beschlossenen Preiserhöhung nicht einverstanden war. Noch deutlicher zeigt die neue Verordnung des Bundesraths, daß sich die Staatsgewalt ihren Einfluß auf das Schicksal des Kohlenbergbaues und damit auf die Versorgung der Industrie mit Brennstoff nicht nehmen lassen will.

Diese Verordnung ist ein ehrenvolles Zeugniß für die Wirksamkeit des Rheinisch-Westfälischen Kohlenshyndikates im Besonderen und für den Nutzen des Shyndikatgedankens im Allgemeinen. Die Regierung will die Dauer der Bergwerkshyndikate sichern, wenns sein muß, unter eigener Verantwortung. Wo der Staat eine wirtschaftliche Einrichtung zu schützen sucht, muß sie sich bewährt haben. Sonst würde er für ihre Abschaffung wirken. Eine andere Frage ist, ob der Zwang eine eben so feste Bürgschaft des Erfolgs bietet wie die private Entschlußkraft. In der Kaliindustrie hat er sich nicht bewährt; was aber wäre aus dem deutschen Kalibergbau, dem werthvollsten Naturmonopol des Deutschen Reiches, geworden, wenn das Shyndikat im Jahr 1910 aufgehört hätte und über seine Trümmer die Amerikaner ins Land gekommen wären? Damals war der Staat der Retter aus der Noth. Die Abschlüsse mit dem amerikanischen Düngertrust konnten den deutschen Markt desorganisiren. Die wenigen Stunden, die zwischen Ende und Anfang der beiden Shyndikatperioden lagen, hatten zum Abschluß großer Kontrakte mit den geschickten Dollarmännern genügt; und so blieb nur das sic volo, sic jubeo der Regierung, um das geplante deutsch-amerikanische Kalibündniß zu vereiteln. Das Gesetz aber, das den Verkauf der Kalisalze regelt, ist, wie manchs andere, nicht vollkommen und an der entstandenen Ueberproduktion hat Keiner eine Freude.

Die Kohle braucht sich mit dem Kali nicht zu vergleichen. Das

zeigt schon die Geschichte des Kohlenyndikates, des größten industriellen Gebildes, das in dieser Form existiert. Seit 1893 besteht es; und wurde 1905 auf zehn Jahre verlängert. Der deutsche Steinkohlenbergbau fördert im Jahr eine Menge von 176 Millionen Tonnen (1913), die zur Hälfte vom Syndikat kontrolliert wird. Das ist ein Werthgegenstand von 1800 bis 2000 Millionen Mark; die Bergherren in Essen vereinen in ihrer Bundesrepublik ein Kapital von einer Milliarde. Kein unbedeutendes Reich; und gewiß eins, dessen Schicksal nicht der Willkür preisgegeben werden darf. Die Macht der Bundesgenossen blieb nicht gleich vertheilt. Die einzelnen Werke reiften ihre Glieder und die Erkenntniß des Nutzens eigener Herrschaft über den Rohstoff wuchs so geschwind, daß sie für die Entwicklung der Montanindustrie bestimmend wurde. Die Eisenwerke kauften Kohlenzechen. Sie wurden durch diesen Besitz vom Syndikat unabhängig; denn die Brennstoffmengen, die sie selbst verbrauchten, waren dem Einfluß des Kartells entzogen. So entstand der Streit zwischen Hüttenzechen und Reinen Zechen, der bis zuletzt die Erhaltung des Syndikates in Frage stellte. Die Fusionen gehörten ins Größenmaß von Persönlichkeiten wie Thyssen, Stinnes, Kirdorf, die schließlich über den Syndikatsgedanken hinausgekommen waren. Nicht als bewußte Widersacher; bei den Schöpfern des westfälischen Zechenbundes war natürlich an eine grundsätzliche Abneigung von dem eigenen Werk nicht zu denken, wenn auch manches Wort Thyssens und Kirdorfs so ausgelegt wurde. Ihr Schöpferdrang forderte neue Formen. Die großen Universalbetriebe hatten die Syndikatfessel gesprengt. Sie konnten ohne Aussicht arbeiten, da sie sich vom Rohstoff bis zur letzten Verfeinerung, ein eigenes Arbeitssystem geschaffen hatten. Aber wenn man sich auch leichtem Herzens mit den verschiedenen Syndikaten der Eisen- und Stahlindustrie abzufinden wußte: beim Kohlenyndikat wars doch etwas Anderes. Kein Ring war so fest geschmiedet worden; keiner umschloß ein so großes und wichtiges Reich. Ihn sprengen? Ob es je ernsthaft geplant wurde, wird man kaum noch erfahren. Die Zukunft des Syndikates ist aus der Atmosphäre der Zänkereien nun entfernt worden.

Der Staat zwingt den Zechenkönigen seinen Willen auf; und sie sind zusammengeblieben, um nicht eine Zwangsanstalt mit Staatskommissar und strenger Aufsicht zu werden. Im Februar 1915 wurde ein neuer Syndikatsvertrag von den meisten Mitgliedern unterzeichnet, nachdem Emil Kirdorf die Nothwendigkeit des Syndikates, als einer Stütze der deutschen Gesamtwirtschaft in schwerer Zeit, mit aller Eindringlichkeit unterstrichen hatte. Aber die endgiltige Entscheidung war damit nicht gefallen. Weder hatten die Außenseiter sich gefügt noch versagten sich einzelne Werke besondere Wünsche und Vorabschlüsse, die hinter der Grenze des Ablaufs (Dezember 1915) lagen. Wichtig war, daß die Rheinischen Stahlwerke darauf verzichteten, das Schicksal des Kohlenyndikates mit dem des Stahlwerkverbandes zu verkoppeln. Sie hatten erklärt, daß sie für das Kohlenkartell erst stimmen

könnten, wenn die Zukunft des Stahlwerkverbandes und der noch unfertigen Sndikate für B-Produkte (Stabeisen, Blech, Walzdraht, Röhren) gesichert sei. Diesen Standpunkt gaben die Rheinischen Stahlwerke zu Gunsten der Kohle auf. Um die letzten Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, war ein von den Zechenleuten eingesetzter Ausschuß thätig. Bevor er mit seiner Arbeit fertig war, erschien die Verordnung des Bundesrathes, die einen Gedankenstreich hinter ein fünfjähriges Vorspiel setzte und zur Sammlung für die Hauptaktion mahnte.

Die Herren des Kohlensyndikates klagten darüber, daß man ihnen von dem Geschehntwurf nichts gesagt, sie nicht gefragt habe. Vielleicht dachten die Regierungsmänner, Längeres Zögern könne Gefahr bringen. Wurde bis zum ersten Oktober 1915 der Sndikatsvertrag nicht sanktionirt, so blieben Abschlüsse für die Zeit nach dem ersten Januar 1916 möglich; sie rückgängig zu machen, wäre eine Herkulesarbeit gewesen. Ist es nicht ein Segen, daß durch eine Geste jeder Zweifel verschwecht wurde? Die Mitglieder des alten Verbandes beschloßen, ein Uebergangshndikat zu bilden, das am letzten Märztag 1917 enden soll. Damit ist der offene Zwang vermieden und die Möglichkeit gegeben, einen alle Beteiligten glücklich machenden Vertrag zu finden. Die Verordnung des Bundesrathes verlangt nicht die „Zwangvereinigung“ an sich. Sie läßt den Unternehmern die Freiheit, sich privatim zu einigen; doch nur, wenn mehr als 97 Prozent der Förderung eines Bezirkes zum Zusammenschluß bereit sind. Die Landescentralbehörde (in Preußen das Handelsministerium) hat eine Frist für die Entscheidung zu setzen; dem Kohlensyndikat wurde bis zum fünfzehnten September Zeit gegeben. Ist die Frist abgelaufen, so kommt das Zwangshndikat. Die Organisation untersteht der Regierungsaufsicht. Aber auch die in Freiheit vorgeführten Verbände sind anders als zuvor, wenn sie unter dem Druck der Bundesrathsverordnung neu hergestellt wurden. Dem Kohlensyndikat wird der preußische Fiskus als Mitglied angehören. Er kann seine Zugehörigkeit immer mit vierwöchiger Frist zu Beginn eines Kalendervierteljahres kündigen. Das wird natürlich nicht geschehen. Viel eher wird der preußische Handelsminister seinen Einfluß zu erweitern suchen, um die Preispolitik des Sndikates mit dem „öffentlichen Wohl“ in Einklang zu bringen. Denn die Regierung wird kaum dulden, daß die Preise auf schlechte Wege gerathen. Daß die Verstaatlichung der Hibernia eine Folge der Einigung des Fiskus mit dem Sndikat sein wird, ist wahrscheinlich; schon lange wird ja an der endgiltigen Erledigung des Zweites gearbeitet. Von dem 60 Millionen Mark betragenden Aktienkapital der Hibernia hat der preußische Staat rund 28 Millionen; 23½ sind im Besitz der Herne G. m. b. H. und 8 bis 9 Millionen in anderen Händen. Die Herne-Gesellschaft verfügt auch noch über 10 Millionen 4½ prozentiger Vorzugsaktien. Der Fiskus muß also die Herne-Anteile von den sechs Besitzern erwerben. Die heißen: Kohlensyndikat, S. Weisbroder, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank, Deutsche Bank, Diskonto-

gesellschaft. Auf das Herne-Kapital von 42 Millionen sind 10½ einbezahlt. Außerdem giebt es 55 Millionen Mark Obligationen, deren Sicherheit die Hibernia-Aktien verbürgen. Der Fiskus hätte eine Summe von etwa 69 Millionen aufzubringen, um die zweite Hälfte des Stammkapitals von Hibernia zu erwerben. Die Herne-Obligationen könnten in preußische Konsols umgewandelt werden.

Die preußische Regierung ist an das Ziel ihres Wunsches gelangt. Das Syndikat wird keine neuen Reibungen suchen; und so lange die Verordnung des Bundesrates in Kraft bleibt, wird es im Kohlenbergbau keine Syndikatsfrage geben. Die Zechenherren sind wohl überzeugt, daß Ende März 1917 mit allen Kriegsverordnungen längst aufgeräumt sein werde. Ehe aber die Wirtschaft in ihre neue Friedenshaut geschlüpft ist und sich darin wieder ganz wohl fühlt, können nach Kriegschluß noch viele Monate vergehen. Die Zeit der Häutung fordert schonende Behandlung des betroffenen Körpers. Da wird man nicht gerade die Kohle zum Gegenstand neuer Experimente machen. Viel eher ist möglich, daß das Mittel, zögernde Syndikate in Trab zu bringen, erweiterte Anwendung findet. In der Eisenindustrie ist noch manche Syndikatsfrage ungelöst; und der Stahlwerdverband, dessen Schicksal ja mit dem des Kohlensyndikates verknüpft werden sollte, läuft am dreißigsten Juni 1917 ab. Der Staat wünscht eine stetige, nicht sprunghafte Preispolitik, die den Konsumenten, besonders den Arbeitern nützlich ist. Er will verhindern, daß die Preise erst künstlich in die Höhe getrieben werden und dann, wenn sich die Nachfrage nicht mehr gefügig zeigt, in die Tiefe stürzen. Deshalb soll der Kohlenbergbau keinen syndikallosen Zustand erleben. Höchstpreise festzusetzen, ist aber schwer, wenn nicht zugleich die Waare in Beschlag genommen wird. Das ist bei unserer Kohlenproduktion undenkbar. Nur die Regelung der Produktion und des Verkaufes ist möglich; und da ist eben die Aufgabe des Syndikats. Wie weit sich in der Eisenindustrie, insbesondere auf den freien Marktgebieten, Einfluß auf die Preise gewinnen ließe, ist nicht leicht zu sagen. Immerhin wird die neue Stellung, die der Staat zu den Syndikaten nimmt, für erweiterungsfähig gehalten. Vielleicht genügt schon diese Möglichkeit, um zu rascher Beantwortung aller noch „schwebenden“ Verbandsfragen zu drängen. Unter den gescheiten Männern, deren Stimme in diesen Wirtschaftbezirken Gewicht hat, werden nur wenige, wird vielleicht, wenn die Entscheidung drängt, nicht ein einziger wünschen, die private Entschlußfähigkeit durch staatlichen Zwang lähmen, mindestens das Tempo der Ausführung verlangsamten zu lassen. Allzu weit ist die Ueberzeugung verbreitet, allzu fest durch die Erfolge deutscher Wirtschaft gehärtet, daß der Staat die gesammelten Geisteskräfte vieler unabhängiger Sinnenden und Schaffenden im Gewerbeleben nicht zu ersetzen vermag. Die Uebergangszeit wird die Einigung bringen. L a b o n.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möller's
Sanatorium

Diätet. Kurort
nach Schroth

Beständige Lage
Dirks, Heilort
L. Chron. Krankh.
Prag. u. Breslau, Tel.

Abteilung f. Mundarzneimittel, pro Tag 5 Mk.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke. Nennzeitlicher Komfort, modern diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Bad Salzbrunn Oberbrunnen, Kronenquelle bei Katarrhen, Gicht, Zucker, Nieren- u. Blasenleiden.

Kohlensäure Mineralbäder, Wasserheilverfahren, Inhalatorien, Pneumatisches Institut, Radiumsanatorium, Zanderinstitut.

Der seit Jahrhunderten medizinisch bekannte Salzbrunner Oberbrunnen ist eine im Urzustande abgefüllte Heilquelle, die wegen ihres beträchtlichen Gehaltes an kohlenfauren Alkalien und freier Kohlenäure zu den alkalischen Säuerlingen gehört, unter denen sie durch das darin enthaltene Lithiumkarbonat eine bevorzugte Stellung einnimmt. Die Zusammensetzung des Oberbrunnen befähigt ihn zu Heilwirkungen bei den verschiedensten Krankheiten und wird derselbe mit dem gleichen Erfolge getrunken, sei es, daß er an Ort und Stelle, sei es, daß er bei Entfernungen im Hause Verwendung findet. — So wirkt er bei Erkrankungen der Atmungsorgane schleimlösend und regt die erschlafften Schleimhäute zu neuer Ausscheidung an. Bei gewissen Magenleiden neutralisiert er die übersäuerliche Säure, beseitigt den Schleim und regelt die Darmtätigkeit. Bei Nieren- und Blasenleiden regt er an und vermindert den Säuregehalt des Harns. Gallen- und Leberleiden beeinflusst er durch Steigerung der Gallenabsonderung und Verdünnung der Galle. Bei harnsaurer Diathese bewirkt er leichtere Löslichkeit und Ausscheidung der harnsauren Salze und findet daher, zum Teil auch wegen seines Lithiumgehalts, bei Behandlung der Gicht Verwendung. Endlich fördert er den Alkali-gehalt des Blutes und regt den Stoffwechsel an, ist also auch bei der Behandlung der Zuckerkrankheit nützlich zu verwenden. — Der Oberbrunnen ist aber nicht nur berufen, bei den oben erwähnten mannigfachen Erkrankungen einen wichtigen Heilfaktor zu bilden, da er sich mit jeder vom Arzte für die einzelnen Krankheiten vorgeschriebenen Diät verträgt, sondern er erfreut sich auch in gesunden Tagen wegen seiner erfrischenden und belebenden Wirkung als wohlgeschmeckendes diätetisches Tafelgetränk einer allgemeinen Beliebtheit. — Salze, die unter der Bezeichnung Salzbrunner Oberbrunnen-salz im Handel vorkommen, sind nicht aus dem Oberbrunnenwasser hergestellt, sondern Nachahmungen, die sich den Namen der Quelle angeeignet haben. Daß solche Lösungen von künstlichen Salzmischungen statt der natürlichen Mineralwässer in Krankheitsfällen Verwendung finden, ist nicht unbedenklich, da es ganz unmöglich ist, mit völliger Sicherheit die Natur nachzuahmen und Quellwässer mit allen ihren Bestandteilen an Mineralien künstlich herzustellen.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810. Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Rennen zu Hoppegarten

Sommer - Meeting

Elfter Tag

Sonntag, den 15. August, nachmittags 3 Uhr
7 Rennen;

u. a.: **Danubia - Rennen**

Zwölfter Tag

Donnerstag, den 19 August, nachmittags 3 Uhr
7 Rennen;

u. a.: **Hohenlohe - Rennen**

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagsäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe . . .	Mk. 14,-	Ein Sattelplatz Damen . . .	Mk. 4,-
do. II.	12,-	Sattelplatz Herren	4,-
Ein I. Platz Herren	3,-	do. Damen	3,-
do. Damen	6,-	Ein dritter Platz	1.50
Ein Sattelplatz Herren	8,-	Kinderkarten	1,-

KRONEN BÜCHER

Kronen-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68

Soeben erschien:

„Treue“

Roman

von

Margarete Böhme



KRONEN
BÜCHER



Zu haben in
allen Buch-
handlungen,
auf allen
Bahnhöfen